

Das letzte Geleit

Autor(en): **Seidel, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **53 (1949-1950)**

Heft 3

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662367>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

penmachers trug. Jetzt klingelte es schon laut vor dem Haustore, kam klingend über den Flur, und der Knabe, der das Glöcklein schwang, trat klingelnd in das Sterbezimmer . . . Der Priester folgte mit dem Allerheiligsten, und wo er vorüberschritt, fielen die Arbeiter erschüttert auf die Knie und lagen da mit gesenkten Häuptern; nur der Weber richtete sich empor und saß harrend auf seinem Lager, das Antlitz hielt er dem Priester zugewendet, und seine Hände hatte er mühselig gefaltet. Plötzlich flog ein Schatten über sein Haupt, die dunklen Augensterne wurden grau.

„Herr . . . Pfar—rer schnell . . .“

„Mein Sohn! Wenn du deine Seele —“

Der Priester faßte den Sinkenden und legte sein müdes Haupt sachte auf das Kissen, das sanft hinschwindende Gesicht neigte sich ergebungsvoll, und die dürrn Lippen lispelten demütig im Weichtone:

„Mein . . . Lebtag . . . ge—ar—beit' . . . und . . .“
Kein Laut mehr.

Sie gingen nach und nach alle fort, nur der

Nachbar Krippenmacher blieb neben dem toten Weber sitzen die ganze lange Nacht.

Das Licht erlosch; doch er zündete es nicht wieder an, der Mond schien ja hell und klar in die öde Stube, und als der Totenwächter im Halbschlaf so hinschaute auf den leeren Webstuhl, da war es ihm, als schwebe das Schifflein geräuschlos hin und her, als bewege sich der Treter unhörbar, und dann sah er plötzlich die schlanke Gestalt des Toten, der lautlos alle Fäden des Gewebes entzweischchnitt.

Der Krippenmacher rieb sich die Augen, nahm die starre Hand des Webers in seine beiden Hände, schüttelte sie feierlich und sagte dann, um sich Mut zu machen, recht laut:

„Nein, nein, du bist und bleibst tot, du armer Kerl, Gott geb' deiner Seel' die ewige Ruh'! Aber“ — er nickte dem stillen Nachbar versichernd zu — „der Krippenmacher wird Wort halten und sorgen für die zwei.“

Und der Nachbar „Krippenmacher“ hat ehrlich Wort gehalten.

Das letzte Geleit

Von Heinrich Seidel

Die Begebenheit, die ich hier erzählen will, hat sich in Berlin wirklich zugetragen.

Eine kleine Gesellschaft von Künstlern und Architekten hatte, durch wechselnde Gespräche vielfach angeregt, weit über die Mitternachtsstunde hinaus in einem kleinen Weinhanse beisammen gegessen. Der Angesehnste unter ihnen, ein Baumeister, den ich Hubert nennen will, ein Mann von Geist und Empfindung und auf vielerlei Gebieten zu Hause, gehörte zu jener immer seltener werdenden Klasse von Architekten, die mehr Künstler als Geschäftsleute sind. Die Gabe der Rede stand ihm in hohem Grade zu Gebote, und durch anregende Einfälle wußte er immer wieder das Gespräch zu beleben, so daß schließlich, als die Gesellschaft aufbrach, die Stunde nicht mehr spät, sondern früh zu nennen war. In die heitere und angeregte Stimmung, mit der die Freunde in die warme Mainacht hinausstraten, paßte sehr wenig der finstere Anblick eines Leichenwagens, der, von sechs schwarzgekleideten Trä-

gern begleitet, langsam auf der menschenleeren Straße dahengerumpelt kam. Verwundert darüber, daß man zu so ungewöhnlicher Stunde jemanden zu Grabe bringe, und seltsam berührt durch den Gegensatz des eigenen schäumenden Lebens zu der finstern Feierlichkeit des Todes, standen die jungen Männer eine Weile und ließen das düstere Gefährt herannahen. Hubert redete den einen der Träger an und erfuhr, daß man einen Selbstmörder in dieser stillen Stunde, um Aufsehen zu vermeiden, zu Grabe brächte. Wie so oft in seinem Leben einem plötzlichen Antriebe auf der Stelle folgend, wandte sich Hubert leise, aber eindringlich fragend an seine Genossen: „Soll dieser Unglückliche seine letzte Fahrt ohne Geleit machen?“ Und hingerissen von der Wirkung des Augenblicks schlossen sich alle stillschweigend und paarweise dem einsamen Leichenwagen als Gefolge an. Die Träger sahen sich anfangs wohl bedenklich um; doch als sie die feierliche Stille und Gemessenheit dieses uner-

warteten und seltsamen Trauergeleits bemerkten, ließen sie die jungen Männer gewähren.

Es war gerade jener kurze Zeitraum eingetreten, in dem selbst eine so große Stadt, wie Berlin, wirklich zu schlafen scheint und die wenigen Menschen auf den Straßen sich in letzte Nachtschwärmer und erste Frühaufsteher einteilen, wo nur zuweilen ein einsamer Schritt durch die Nacht hallt. Der kleine Zug ging langsam die Straßen entlang und bog dann zur Seite ab, wo die Bäume eines großen Parks ihre düsteren Zweige über die Mauer streckten und sich finster abhoben von dem nächtlichen Himmel, den die leise anbrechende Dämmerung bereits heller färbte.

Endlich hielt der Wagen vor dem Kirchhofe; die Träger schroteten den Sarg herab, und während ein Totengräber mit der Laterne voranging, begab sich der kleine Zug in das finstere Schweigen der Gräber. Hier war es ganz still, und man hörte nur die taktmäßigen Schritte der Träger, das sanfte Klirren der Laterne und das leise Knirschen der Sarggriffe. Zuweilen fiel das Licht der Laterne auf ein helles Kreuz oder auf eine schimmernde Marmorfigur, die sogleich wieder in den schwarzen Schatten der Zypressen versank. Dann wendete sich der Zug zur Seite, bis an einer abgelegenen Stelle des Kirchhofs das harrende Grab erreicht war. Die Freunde nahmen schweigend um den Hügel der ausgeworfenen Erde ihren Stand, während der Sarg hinabgelassen ward, und schon ergriff der Totengräber den Spaten, um sein Werk zu beginnen, als er durch eine abwehrende Handbewegung Huberts unterbrochen ward und das blinkende Pflanzeisen des Todes wieder sinken ließ. Als der junge Baumeister seinen Hut abnahm, folgten die übrigen seinem Beispiele, und nun sprach er folgende Worte:

„Meine lieben Freunde und Genossen! Wir haben hier einem Manne das letzte Geleit gegeben, den wir nicht kennen und den vielleicht keiner von uns in seinem Leben je gesehen hat. Wir waren nicht zu solchem Zwecke zusammengekommen, sondern hatten uns am gestrigen Abend vereinigt als froh ins Leben schauende Männer, um in heiterer Rede und Gegenrede fröhlicher Geselligkeit zu pflegen. Wir haben uns

unterhalten von unsern geringen Taten und von unsern hochfliegenden Plänen, von kleinen Erfolgen und großen Hoffnungen. Wir alle sind Männer, die nicht sehend zurückblicken in den Mondscheindämmer der Vergangenheit, wo die selige Insel der Kindheit liegt — nein, mit festem Fuße stehen wir im klaren Sonnenlichte der Gegenwart, und frohen Mutes denken wir, die Zukunft uns zu unterwerfen. Wir sind Männer voller Hoffnungen und voller Entwürfe, wir sind erfüllt von ihnen, wie die leuchtenden Obstbäume, die dieser milde Mai mit schimmernden Blüten überdeckt hat. In solcher Stimmung und also freudigen Mutes traten wir hinaus, als uns dieser stille Wanderer begegnete auf seiner letzten Fahrt, als eine Mahnung, die lautet: Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe? In tausend Blüten steht der Apfelbaum, aber wie wenige wird der Herbst als reife Früchte sehen?

Ueberfluss der jungen Kräfte
bei des Lebens holdem Drang,
Vollgefühl gesunder Säfte
schafft der Jugend Ueberschwang.
Wollt ihr danach schon bemessen,
wie die Frucht gerät am Ziel.
Ach, so wollet nicht vergessen;
Wurm und Sturm vernichten viel.

Wir dürfen überzeugt sein, daß einst auch Hoffnungen und Entwürfe das Herz dieses stillen Mannes bewegten. Was sie aber zerstört hat, das wissen wir nicht, ob es ein Wurm war, der in seinem Innern nagte, ob der Sturm widriger äußerer Umstände sie hinweggerissen hat, — wir wissen nur, daß er den Sprung in den gewissen Tod vorgezogen hat einem zweifelhaften Leben voller Qual. Es steht uns nicht an, ihn zu verdammen; denn wir kennen nicht die Größe der Last, die ihn erdrückt hat; wir sind nicht berufen, ihn zu richten, denn nur Gott weiß die Stärke seiner Schuld; — aber wohl geziemt es uns, ihn zu bemitleiden; denn was er auch war, das eine ist sicher: er war ein Unglücklicher. Der Mann stand wohl einsam hier im Leben, denn weder ein Verwandter, noch ein Freund hat ihn auf seiner letzten Fahrt geleitet. Da wir nun, meine lieben Genossen, einem augenblicklichen Antriebe folgend, diese Pflicht übernommen haben, so fordere ich euch auf, diesem einsamen Toten die letzte Ehre zu erweisen, ihm eine Hand

voll Erde nachzuwerfen in sein Grab und mit mir ihm den Wunsch nachzurufen: Schlafe in Frieden.“

Der Totengräber, der, zwischen Verwundung über dieses ungewöhnliche Ereignis und zwischen Zweifeln über die Zulässigkeit dieser Handlung schwankend, erst beim Schlusse der kurzen Rede recht zur Besinnung kam, reichte unwillkürlich, dem Triebe der Gewohnheit seines Gewerbes folgend, den gefüllten Spaten dar, und alle warfen in feierlichem Schweigen drei Hände voll Erde auf den dumpf tönenden Sarg hinab. Dann, dem Beispiele ihres Anführers folgend, standen sie, den Hut vor dem Gesichte, eine Weile lautlos da.

Unterdessen war es heller geworden, eine

sanfte graue Dämmerung war rings verbreitet, und ein Atemzug des Morgens rauschte durch das junge Frühlingsgrün. Ueber dem Häusermeere der unendlichen Stadt stand das Morgenrot und hatte in dem blaffen Himmel einige goldene Wölkchen angezündet; fern vom Felde her klang das Tircelieren einer frühzeitigen Lerche, die aufgestiegen war, um die Sonne als erste zu begrüßen.

Die Freunde bedeckten ihr Haupt, drückten im Vorübergehen Hubert schweigend die Hand und kehrten, ohne viel zu reden, in die Stadt zurück. Bald wurde das Häuflein immer kleiner, denn einer nach dem andern verlor sich mit stillem Gruße in einer Seitenstraße und wanderte nachdenklich der Gegend zu, wo er zu Hause war.

Jakob Hess

Der Hauch vom Süden

Von Süden her wogt weich und warm die Luft,
wie eine sanfte Frau auf blossen Zehn.
Sie führt mit sich des fernen Salzmeers Duft,
der Fischer Lied, der bunten Segel Wehn.

Der Hauch vom Süden schmeichelt Sehnsucht wach
nach Küsten, welche weit geschwungen sind.
Venedig winkt, Sankt Peters Kuppeldach.
Neapels Feuerzauber glüht im Wind.

Rot leuchten Schiffslaternen durch die Nacht
und dunkle Rümpfe schaukeln auf der Flut.
Sie brandet weiss. Des Leuchtturms Auge wacht.
Der grosse Mond verschwendet Silberglut.

So wogts verlockend warm und wunderreich
auf leichten Wellen feuchter Luft einher.
Mir ist, ich steh wie einst auf stolzem Deich,
und um mich wuchtet die Brecher schwer.

Corsica

Legende von G. Cipparrone (Aus dem Italienischen von A. Angst.)

Vor vielen, vielen Jahren lebte im paradiesischen Ligurien ein schönes Mädchen, Namens Corja. Es hatte seine Eltern frühzeitig verloren und verbrachte nun die Tage als Schafhirtin an den Ufern des Meeres. Während die Herde da und dort weidete, lag Corja langausgestreckt an der Küste und ließ die blauen Kinderaugen träumerisch über das unendliche Meer schweifen.

Corjas ganze Welt war dieser sonnenbesegnete, von der Natur mit verschwenderischer Schönheit ausgestattete Fleck Erde. Doch schon oft hatte sie erzählen gehört, daß ihr Vaterland nicht allein in diesem zauberhaften Golf unter ewig lachendem Himmel eingeschlossen sei, nein,

daß sich jenseits des Meeres andere grüne Ebenen ausbreiteten, überragt von hohen, majestätischen Bergen, die sich, einer Kette gleich, umbrandet von den geheimnisvoll rauschenden Fluten des Meeres, weit im Umkreis hinzögen.

Aber ihr eigentliches Zuhause war doch hier, wo Sonne, Farben, Töne in unsagbarer Harmonie aufjauchzte. Jenseits des Meeres und all dessen, was sich ihren Augen entzog, lag wohl das Paradies ...

Als Corja eines Abends ihre zerstreute Herde sammeln wollte, gewahrte sie mit Schrecken, daß ein Schäfchen, das kleinste der Herde, fehlte. Unruhig ließ sie ihre Blicke rings umher schweifen,